

Kritik muß Liebe sein, oder sie wird nicht sein! **Für Mark Polizzottis Biografie. Und beides André Breton zu Ehren.**

Von Alban Nikolai Herbst

André Breton, der am 18. Februar 1996 einhundert Jahre alt geworden wäre, wird am 19. Februar 1996 einhundert Jahre alt werden. Über drei Dezennien hat er, ein Abraham der Avantgarde, weitgehend alle wichtigen westlichen Dichter und Maler angezogen und sie in das von der Kunstreligion des späten 19. Jahrhunderts verheißene Kanaan geleitet. Er hat den Surrealismus nicht nur entdeckt und seine wechselnden Jünger ein- und hindurchgeführt, wobei er sie mit Hoffart gefüttert und oft bestraft hat, - nein: Er ist, einem *bonmot* zufolge, der Surrealismus gewesen. Der nun war keineswegs bloß die *künstlerische* Bewegung, zu der nicht nur akademische Kunstgeschichtler sie gemacht haben, sondern als welche man ihn immer schon hatte abtun wollen.

In Breton gärte eine Idee radikaler Welterfahrung. Es trieb ihn dorthin, „wo noch ein Abenteuergeist jenseits aller Abenteuer in bestimmten Wesen wohnt.“ Da er meinte, Sprache könne Welt verändern, ja jede Veränderung habe sich zunächst im Geist zu vollziehen, wurde ihm Dichtung zur „Art und Weise, in der ein Individuum die unannehmbare *conditio humana* angenommen zu haben scheint.“ Vermittels solcher Poesie sollte die normierte Handlungswelt niedergerissen werden. Stützte die nicht das Reich des Wunderbaren für in den Feierabend reisende Fantasien zu einem schalen Symbolismus zurecht, der sie auch bedienen wollte? Ihm und seinem Pendant, dem logisch-binären Denken, galt es zu widerstehen. Beides nährte Kriegsbegeisterung und Nationalismus, die Breton lebenslang verachtet hat.

Doch bedurfte der Zugang zu „universelleren mentalen Schichten“ eines offenbar gewaltsamen Ausbruchs. Eben weil es nicht um Dichtung ging, sondern um Realität. Breton wollte nicht fliehen, sondern *poetisch*, d.h.: *leidenschaftlich gegenwärtig* sein. Sein visionäres Leuchten entzündete die Freunde. Und bald loderte eine verschworene Bruderschaft. Es war unumgebar, daß sie sich politisierte. Was Taten forderte. Kaum eine andere ästhetische Haltung dürfte es gegeben haben, die sich derart oft herumgeprügelt hat, ob die Kampfbuben nun Breton, Ernst, Eluard, Aragon, Péret oder sonstwie hießen. Zumal waren sie damals durch terroristische Aktionen der Bonnots und Ravachols ziemlich erhitzt. Noch 1952 nannte Breton den Attentäter Emile Henry „den großartigsten Ausdruck individueller Revolte“.

Als sich aber 1968 Studenten poetischer Kampfprufe bedienten und der Surrealismus tatsächlich Einfluß auf Massen bekam, ging er ein. Bald schon hatte ihn ebendie Ideologie aufgesogen, deren grober Weltauffassung sich Breton dreißig Jahre lang erwehrt hatte. Breton erlebte das nicht mehr. Er war da schon zwei Jahre tot.

Heute scheint wirklich der „traurige Scherz, der mit meiner Geburt begann (...), mit meinem Tod ein Ende“ gefunden zu haben. Hat „das Imaginäre“ als das, „was danach strebt, wirklich zu werden“, tatsächlich zu streben aufgehört? Wenn Dichter wie Dieter Wellershoff neuerdings Reklame für die NATO machen und ihre öffentlichen Betten mit nationalen Gerührtheiten nassen und wenn da niemand widerspricht, dann wird's wohl so sein. Wäre nicht Michael Rutschky, als er - unter Abwürgen der Denkleistung Kants ins Sentimentale - den Fall der Berliner Mauer der Kategorie des Erhabenen zuschlug, etwas (modifiziert) zuzurufen gewesen, was Breton einst Tzara zurief?

Bleibt mir nur noch, Ihnen zu versichern, daß ich auf all das pfeife und

Ihnen zu wiederholen:

Geben Sie alles auf.

Geben Sie Ihren Intellekt auf.

Geben Sie Ihre Frau auf, geben Sie Ihre Geliebte auf (...)

Wo nur sind sie, die neuen Bretons, arrogant der Wohlerzogenheit den Arsch zu zeigen, auf dem man sich's bequem machen will? „Die einfachste surrealistische Handlung besteht darin, mit Revolvern in den Fäusten auf die Straße zu gehen und blindlings soviel wie möglich in die Menge zu schießen.“ Wenn die aus heutigen Schriftstellern besteht, trifft man niemanden Falsches. Denn das Bewußtsein, „daß ein großes Unternehmen in der Kunst nur *unter Lebensgefahr* durchführbar ist“, ist restlos zugeschmiert von einem als Schönheit kanonisierten Sozial- und neuerdings wieder Nationenkitsch. Niemand gefährdet auch nur seinen Kontostand.

Da tut es gut, daß jetzt im Carl Hanser-Verlag eine umfassende Biografie André Bretons herausgekommen ist: eine schon deshalb wagemutige Edition, weil das Buch nicht von einem Setzer-Prokrustes mittels der gängigen Halbbliquen-Schrift aufgeblasen wurde, sondern eintausend ehrliche Seiten umfaßt. Zudem ist Mark Polizzotti's „Revolution des Geistes“ kein Denkmal, sondern pocht darauf, es müsse Dichtung aus dem Verlangen entstehen, „individuelle Erfahrung zu etwas zu vergrößern, das sich mit dem Fließen von ständigen Wundern vereinigte, wie eine magische Métro unter dem monotonen Pflaster der täglichen Existenz“. So formuliert der Biograf selbst. Polizzotti hat Zugang erhalten zu laut testamentarischer Verfügung bis ins Jahr 2016 verschlossenen Korrespondenzen. Er nutzt sie weidlich dazu, Bretons Selbsttheorisierungen durchschaubar zu machen. Zugleich jedoch drängt er sich niemals vor, düngt vielmehr die Imaginationskraft seiner Leser mit ausgesprochen sinnlicher Vermittlung auch prekärer Details. Das macht Breton oft unsympathisch, gefährdet aber nicht seine Faszination. Vielmehr gelingt Polizzotti das Kunststück, seinen Gegenstand, fast im Sinn des frühen anarchischen Surrealismus, zu profanieren und also dem Surrealismus den akadem (ist)ischen Lorbeer zu nehmen. Das befreit ihn von Staub. Darunter fängt dann nicht nur die

Denkrichtung, nein: eine Epoche fängt zu leuchten an. Und Stürze von spontanen Imaginationen lösen sich aus, die so rauschhaft konkret sind, daß sie bis in meine Träume reichen. Eine intensivere Biografie läßt sich kaum denken. Man schreibt beleidigende Briefe an berühmte Schriftsteller. Jean d'Esparbès schlägt auf Breton ein und will ihn durchs Fenster stoßen, Soupault schwingt am Kronleuchter und schleudert Geschirr in die Menge. Max Ernst vögelt Eluards Frau. Aragon schreit jemandem Obszönitäten in Gesicht, während Desnos mit d'Esparbès handgemein wird. Selbst Leiris bezieht „fürchterliche Prügel“.

Und heute? An die guterzogene Diskussion zu denken, die neuerdings ein Text über Serbien ausgelöst hat: Wie moderat man sich benimmt! Wie wohl beide Seiten wägen! „Nicht nur die Wörter sind schlaff geworden (...), sondern auch die Geister, die in unserer Zeit als vorbildlich gelten können.“¹ Sollten wir uns denn nicht, solange es überhaupt noch Geist geben wird, der wütend-stolzen Haltung des spiritus rector der surrealistischen Bewegung erinnern, Jacques Vachés, der einst hochmütig erklärte: „Aber ich weigere mich, in Kriegszeiten getötet zu werden“?

Als 1920 die Marokko-Krise schwärzte und Frankreich sich abermals rüstete, griffen Breton und Freunde den konservativen Dichter Paul Claudel an. Lassen Sie uns 1996 wohlgenut „französisch“ mit „deutsch“ oder „europäisch“ oder sonstwie-national vertauschen! „Bei dieser Gelegenheit distanzieren wir uns in aller Öffentlichkeit von allem, was in Worten und Taten französisch ist. Nach unserer Auffassung ist Verrat und alles, was sonstwie der Sicherheit des Staates schaden kann, eher mit Dichtung vereinbar (...)“.

Das ist wahr. - Sollte man also nicht provozieren, wie Breton und Freunde damals taten?

„Schreiben, beten und geifern Sie weiter; wir fordern für uns die Unehre, Sie ein für allemal als einen selbstgefälligen Philister und als Schwein behandelt zu haben.“ Dabei haben die Unterzeichner des Pamphlets unsere in den Nationalismus renegierten Dichter noch gar nicht gekannt! Doch kannten sie Barrès. Der hatte sich vom glühenden Anarchisten zum militanten Nationalisten zurückemanzipiert. In einem fiktiven Prozeß verurteilte ihn die Gruppe zu 20 Jahren Zwangsarbeit. Wer findet sich heutzutage gegen literarische Kriegshetzer vom Schlage Peter Schneiders zusammen, die in Umkehrung von „Schwerter zu Pflugscharen“ aus Laptops MPs gießen wollen, um damit möglichst viele Serben abknallen zu lassen? Selber trauen sie sich ja nicht, weil ihr Hausarzt abgeraten hat. - Immerhin, auch Breton mußte später konstatieren: „Die früheren Surrealisten (...) sind Leute (geworden), die (...) jede Kritikfähigkeit ausgeschaltet haben und (...) auf Befehl (...) widerrufen, was sie auf Befehl bekannt haben.“ Was Breton auf die seinerzeit zu Marx & Stalin Übergelaufenen münzte, haftet heute an Nationalrenegaten nicht lockerer, die auf zwei Teilen Adam Smith und einem Teil Carl Schmitt um Bundesverdienstkreuzchen betteln. Immerhin besaß der Kommunismus damals tatsächlich

utopische Kraft. Unsere Marktwirtschaft indessen kann angesichts weltweiter Kontamination, Klimakatastrophe und hungernder Massen kaum mehr hingenommen werden. Zu feiern ist sie jedenfalls nicht.

Da mahnt die Beschäftigung mit Breton an frühere und keineswegs verjährte Ansprüche. Gerade weil sie so jugendlich sind, heizen sie mir als Vierzigjährigem, bei Abkühlung allen Taktierens, neue Begeisterung an: „Gleich werden Seiltänzer kommen in paillettenbesetzten Korsagen von unbekannter Farbe, der einzigen bis heute, die Sonnen- und Mondstrahlen zugleich aufsaugt. Sie wird Freiheit heißen (...). Der Mensch muß ausbrechen aus der lächerlichen Schranke, die ihm aufgerichtet wurde (...)² Womit indessen Breton nicht die Freiheit zum Konsumieren rühmt: „Keine Neugier im Hinblick auf irgend etwas, das nicht unmittelbar kommerziell ist“ schreibt er über die USA. Sondern er meint, „daß jeder Künstler sich erneut das Goldene Vließ zu erobern“³ habe. Was stimmt. Man vergißt es nur so leicht.

Das Imaginäre, das wirklich werden will, war für Breton niemals ein Spiel. Also durfte der Surrealismus nicht nur Kunstrichtung sein. „Ich würde lieber für einen Dieb gehalten werden als für einen Dichter,“ sagte er und suchte das „Wunderbare“ sein alltägliches Leben lang. „Es ist“, erwähnt Polizzotti, „in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß Breton so gut wie nie über eine Liebesaffäre schrieb, ohne sie zu den wichtigeren Grundsätzen des Surrealismus in Beziehung zu setzen“. Es gab nichts Privates, er hatte den Anspruch, „in einem Glashaus“ zu leben, und gingen Freunde „fremd“, so wurden sie exkommuniziert.

Ob er mit Soupault das „automatische Schreiben“ entwickelte, ob es um „Schlafanfalle“ ging: Immer hoffte er auf eine Welt hinter den Spiegeln. Alle Frauen, die er liebte oder zu lieben glaubte, schritten für ihn aus diesen Spiegeln heraus. „Er sah in mir, was er sehen wollte, doch er sah mich nicht wirklich“, erzählt Jacqueline Lamba noch 1988.

Er *konnte* sie nicht sehen. Mit ihrer rücksichtslosen Prestigesucht verstellte ihm seine Mutter die Sicht. Sogar Nadja konnte er nur insoweit für wahr nehmen, als sie wunderbar, niemals aber, insofern sie krank war. Das ist für jemanden mit neurologischer Ausbildung merkwürdig. „Wie könnte ich (...) einen Blick auf dieses verzerrte Porträt von mir werfen, ohne (...) zu weinen?“ schreibt Nadja ihm.

Alles schulden uns die Mütter. Alles verdanken wir ihnen.

Breton nennt die seine „autoritär, kleinlich, boshaft“. Für sie waren „der Weg zur Kirche und der zu gesellschaftlicher Respektabilität ein- und derselbe“ (Polizzotti). Vor einer solchen Mutter retten nur zwei Strategien: entweder sehr klein beizugeben oder sehr groß und also sein eigener Vater zu werden. Weil dann aber das Inzesttabu aufsteht, muß man ins *Imaginäre*. Und sucht Frauen „mit Brüsten von Hermelin“ und durchsichtigen Händen, die „Gewänder aus reiner Luft“ tragen und sich während des Liebesaktes in Düfte zerflattern. Alle Kunst

fängt so an. Bretons zweite Ehefrau Jacqueline ist Unterwassertänzerin, seine Tochter nennt er „Aube“, und noch 1944, in *Arcane 17*, identifiziert Breton mit seiner neuen Liebe eine Melusine.

Zumal scheint für jedes der bedeutenden Werke Bretons „eine Begegnung mit einer Frau den Ursprung“ gebildet zu haben. Allerdings haben so gut wie alle Frauen über Bretons - sagen wir: ‘männliches Vermögen’ eigene Ansichten gehabt: Immer wieder zitiert Polizzotti ihre Bemerkungen über möglicherweise physische Kraftlosigkeiten Bretons in ihrem Beisammensein. Zugleich handele es sich bei der Trennung von männlichen Freunden um einen „Vorgang“, „der sich nur als Scheidung beschreiben läßt - mit allem Drum und Dran, wie der Aufteilung des Eigentums (...) und emotionalen Turbulenzen“. Dies kontrastieren Haßausbrüche Bretons: „Ich klage die Homosexuellen an, der menschlichen Toleranz ein geistiges und moralisches Defizit zuzumuten.“ Über seinen großen Jugendfreund Vaché aber hatte Breton geschrieben: „Ich kannte einen Mann, der schöner als eine Rohrflöte war“.

Solche Widersprüche sind Treibmittel für Geist, zumal explosiv. Eine Freundin Bretons wurde „Zierband um die Bombe des Surrealismus“ genannt. Um nicht zu detonieren, brach Breton in „das riesige, unbestimmte Gebiet“ auf, „über das sich das Protektorat der Vernunft nicht erstreckt“. Bei Ovid ist es „Kolchis“ genannt und matriarchal. Das von Breton verachtete griechisch-römische Dogma hat dort so wenig Gewalt wie das Inzesttabu: Medea war ihrem Bruder versprochen. Ob Breton diesen Zusammenhang jemals bewußt geworden ist? Immerhin spricht *Arcane 17* von „der überragenden Bestimmung der Frau (...), die eines Tages triumphierend zum Durchbruch gelangen muß“. War denn der Surrealismus nicht dafür entwickelt worden, „aufzuklären über den nicht erkannten und doch erkennbaren Teil unseres Seins, wo alle Schönheit, alle Liebe, alle Kraft (...) in intensivem Licht leuchten“?

Dies bleibt in jedem Fall als André Bretons Vermächtnis bewahrt. Darüber hinaus aber fordern seine Texte uns bis heute auf, das Goldene Fließ der Dichtung in die reale Gegenwart zu holen:

Ja in den Büschen kommt es zur Poesie
Die Umarmung im Geist der Poesie wie die fleischliche auch
Solange sie andauern beide
Verbietet sich jede Berufung auf das Elend der Welt

Frankfurt am Main, Februar 1996
11949 Zeichen
(300 Zeilen à 40 Zeichen = 12000 Zeichen)

¹ AB: „Die Situation des Surrealismus zwischen den beiden Kriegen“, 1942; in: Das Weite suchen, Reden und Essays, a.d. Frz. von Lothar Baier, VA FFM 1981

² AB: „Kleines prophetisches Zwischenspiel“ in: „Prolegomena zu einem Dritten Manifest des Surrealismus oder nicht, 1942; in: AB, Die Manifeste des S, Reinbek b. Hamburg 1980

³ AB: „Prolegomena zu einem Dritten Manifest des Surrealismus oder nicht, 1942; in: AB, Die Manifeste des S, Reinbek b. Hamburg 1980

Mark Polizzotti: „Revolution des Geistes, Das Leben André Bretons“, a. d. Amerik. von Jörg Trobitius, Carl Hanser Verlag München 1996 (New York 1995), 98,-- DM